

Rezensionen = Recensions = Recensioni

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften = Revue suisse des sciences de l'éducation = Rivista svizzera di scienze dell'educazione**

Band (Jahr): **26 (2004)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Rezensionen / recensions / recensioni

Ricking, Heinrich (2003). *Schulabsentismus als Forschungsgegenstand*. Oldenburg: BIS-Verlag der Universität Oldenburg. 232 Seiten.

Die Schulabsentismusforschung ist in Europa noch wenig etabliert. Ihr Gegenstand ist das unentschuldigte Fernbleiben von der Schule über kürzere oder längere Zeit. Obwohl die Debatte in bildungspolitischer Hinsicht in den vergangenen Jahren einen bemerkenswerten Auftrieb bekommen hat, fehlt eine umfassende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik weitgehend. Dies steht allerdings im Gegensatz zur Berichterstattung in den Medien, wo Aussagen zu Schulversäumnissen oder Schulpflichtverletzungen in der Tendenz skandalisiert werden. So war in der Online-Ausgabe des Spiegels vom 15. Mai 2003 zu lesen: «Psychologen schlagen Alarm: Die Schulschwänzer in Deutschland werden immer zahlreicher und immer jünger.» Gerade weil empirische Grundlagen weitgehend fehlen, können solche Behauptungen weder belegt noch zurückgewiesen werden.

Wer sich wissenschaftlich-systematisch mit der Thematik des Schulabsentismus befasst, wird schnell feststellen, dass das Thema traditionell von der Sonder- und Sozialpädagogik behandelt wird, vor allem mit Bezug auf die Frage der Folgen für die Schullaufbahn und den Übergang in den Beruf. Wiederholt wird dabei darauf hingewiesen, dass sich sowohl die Institution Schule als auch die Erziehungswissenschaften, insbesondere die Schulpädagogik und die Theorie der Schule und des Unterrichts, zu wenig für die Thematik interessieren. Umso begrüssenswerter ist es, dass nun eine Publikation vorliegt, welche sich der Aufgabe annimmt, «grundlegende Problemfelder aus dem Themenkreis Schulabsentismus vertiefend durch eine qualitative Metaanalyse aufzuarbeiten, die auf qualitativ-deskriptiver und auf quantitativer Ebene operiert.» (S. 49) Dem Autor ist es gelungen, auf der Grundlage dieser systematischen Methodik die Thematik darzustellen und gleichzeitig in eine pädagogische Bewertung einzubauen.

Die Publikation ist in sieben Hauptkapitel aufgegliedert. Nach der sehr leistungswerten Einleitung, die einen guten Überblick sowohl über die historische Entwicklung als auch über die aktuellen Problemlagen gibt, diskutiert Ricking im zweiten Kapitel die Schulpflicht in historischer, rechtlicher und sozialer Hinsicht. Kapitel 3 begründet die methodische Anlage der Untersuchung als narrativ orientierte Metaanalyse. Inhaltlich bezieht sich die Arbeit auf drei Forschungsziele, (a) auf die zielgruppenspezifische Kennzeichnung und Definition, (b) auf Einflussfaktoren von Schulabsentismus und (c) auf mögliche Interventionsformen und auf «pädagogische Gestaltungsoptionen (...), um illegitimen Schulversäumnissen vorzubeugen.» (S. 51). Besonders zu erwähnen ist dabei der Einbezug von 242 einschlägigen Beiträgen aus dem englischsprachigen Raum

zwischen 1996 und 2000. Das Herzstück der Arbeit bilden die Kapitel 4, 5 und 6. Hier werden die zentralen Ergebnisse zum Schulabsentismus dargestellt und zwar gemäss den drei Untersuchungszielen. Entsprechend fokussiert Kapitel 4 auf die Zielgruppe der schulabsenten Jugendlichen. Ricking teilt sie in drei Absentismusgruppen auf: Schulschwänzen (*truancy*), Schulverweigerung (*school refusal*) und Zurückhalten (*school withdrawal*) von Schülerinnen und Schülern durch Eltern oder Erziehungsverantwortliche. In Kapitel 5 untersucht er Bedingungsfaktoren des Verhaltens (individuelle Variablen, schulische Variablen wie organisationale Merkmale, Schulform, Klima oder Lehrerverhalten), Faktoren im Primärmilieu (Lebensverhältnisse, Einstellungen der Eltern) und Faktoren der Peer-Group. Ricking weist nach, dass Schulabsentismus Ausdruck eines vielschichtigen Bedingungsgeflechts ist, das sich wesentlich aus Faktoren wie Schulqualität und Schulklima speist und mit einer Fülle emotionaler Schwierigkeiten und Verhaltensproblemen korreliert. Gleichzeitig betont er jedoch, dass solche Faktoren keinen prädisponierenden Charakter haben und Schüler/innen trotz Risikobelastung Handlungsalternativen haben. Es sei unhaltbar und fehlleitend, wenn einzelne Bedingungsfaktoren zu einseitigen Kausalattributionen führen würden. Die Möglichkeiten von Prävention und Intervention werden in Kapitel 6 ausführlich aufbereitet und analysiert. Zur Sprache kommen sowohl therapeutische Zugänge als auch schulische Prävention und Intervention oder rehabilitative Ansätze. Gerade aufgrund der umfassenden Darstellung entsprechender anglo-amerikanischer Ansätze wird das Fehlen deutschsprachiger Interventions- und Präventionsstudien zwar offenkundig, doch wird vor diesem Hintergrund gerade *eine* Botschaft zentral, nämlich dass die individuelle Problemlage der einzelnen Schülerin resp. des Schülers weit stärker als bis anhin einzubeziehen ist und nur vor diesem Hintergrund eine adressatenspezifische Intervention erfolgen kann.

Rickings Publikation endet mit einem bilanzierenden Ausblick, in dem er neben einer Kurzzusammenfassung auch Ansätze eines Aktionsplanes in elf Punkten darstellt: (1) Eine problemorientierte Einstellung der Thematik gegenüber aufbauen, (2) Lehrkräfte motivieren, sich mit Schulabsentismus zu befassen, (3) Schulversäumnisse systematisch registrieren, (4) Anreize für Anwesenheit schaffen, (5) Absentismus sanktionieren, (6) für didaktische Qualität und Angemessenheit des Unterrichts sorgen, (7) Warnsignale wahrnehmen, (8) unmittelbar auf Schulversäumnisse reagieren, (9) Beziehungen zur Schülerin / zum Schüler schaffen, (10) Rückkehrsituation ermöglichen, (11) Elternarbeit intensivieren.

Die eigentliche Stärke der Publikation ist die dichte Beschreibung der drei dargestellten Untersuchungsziele. Die hierdurch erreichte Weitung des Blicks kann der schul- und sozialpädagogischen Forschung wichtige Anstösse geben. Erschwerend ist jedoch, dass sich die Publikation nur dann als Einstiegslektüre für Studierende eignet, wenn genügend Zeit bleibt zur gründlichen Reflexion und zum Diskurs der Befunde. Muss sie unterbleiben, so kann die zweite Stärke des Buches – seine Vielfältigkeit – schnell zur Überforderung werden und anstatt

Klärung eher Verwirrung auslösen.

Alles in allem liegt ein fundiertes Werk zum Schulabsentismus vor. Es gibt Zeugnis von der historischen und aktuellen Entwicklung eines bis anhin vernachlässigten Themenbereichs, der sich jedoch zumindest quantitativ – gemessen an der Anzahl Publikationen der letzten Jahre – durchaus mit der Stellung anderer Themenbereiche messen könnte. Eine ganz andere Frage ist, ob die verschiedenen Disziplinen die Thematik aufnehmen oder sie weiterhin lediglich auf die Optik «nice to know» verkürzen.

Margrit Stamm, Institut für Bildungs- und Forschungsfragen, Aarau, Privatdozentin an der Universität Fribourg-CH

Burdewick, Ingrid (2003). *Jugend – Politik – Anerkennung. Eine qualitative empirische Studie zur politischen Partizipation 11- bis 18-Jähriger*. Opladen: Leske + Budrich. 311 Seiten.

Die Dissertation von Ingrid Burdewick beinhaltet eine Fallstudie zu einem Jugendparlament, einem Modellprojekt in einer niedersächsischen Kleinstadt. Im Zentrum der Arbeit stehen 16 qualitative Interviews mit Schülerinnen und Schülern im Alter von 11 bis 18 Jahren, die im Zeitraum von 1995 bis 1997 an mindestens einer Sitzung des Jugendparlaments als Delegierte mitgewirkt haben. Im Sample sind die Mädchen deutlich in der Überzahl; mehr als die Hälfte der Jugendlichen strebt einen gymnasialen Schulabschluss an.

Die Kernthese der Arbeit geht dahin, dass der Mangel an institutioneller Anerkennung eine politische Schlüsselerfahrung von Jugendlichen ist. Die Autorin möchte klären, was angesichts der beobachtbaren wachsenden Distanz von Jugendlichen zur konventionellen Politik für die Belebung der Demokratie getan werden kann; im Lichte dieser normativen Vorgabe geht es in erster Linie um die Frage, ob Jugendparlamente sich als Sprungbrett für eine Revitalisierung der Demokratie eignen. Methodologisch stützt sich die Arbeit auf das Konzept der Grounded Theory nach Anselm Strauss. Im Bereich der Entwicklungspsychologie und der Sozialisationstheorie werden Anleihen bei Jean Piaget, Lawrence Kohlberg und Robert L. Selman gemacht; hinzu kommen sozialphilosophische Erörterungen zum Problem der Anerkennung, bei denen etwa George Herbert Mead, Charles Taylor, Jürgen Habermas und Axel Honneth als Stichwortgeber fungieren. Die problemzentrierten Interviews decken ein breites Spektrum von Fragen ab, das von den Motiven des Engagements über die Erfahrungen bei der parlamentarischen Arbeit und die Resonanz des Jugendparlaments bei den Gleichaltrigen bis hin zum allgemeinen Rechts- und Politikverständnis sowie zur eigenen zukünftigen Rolle als Staatsbürger oder Staatsbürgerin reicht.

Die Resultate zeigen, dass bei den Motiven für das Engagement der Wille zur Veränderung obenan steht: Die Devise lautet, dass es weniger auf Worte als vielmehr auf das Handeln ankomme. Gerade diese aktivistische Orientierung wird

in der Praxis des Jugendparlaments oft enttäuscht. Die Erfahrung monotoner und langweiliger Sitzungen führt bei einigen Jugendlichen zu einer tiefgehenden Desillusionierung, die durch den Eindruck fehlender Entscheidungsrelevanz noch verstärkt wird. Einerseits würdigen mehrere Interviewpartner die formale Organisation der Sitzungen als positiv, weil diese Seriosität den Jugendlichen mehr Gehör bei den Erwachsenen verschaffen werde. Andererseits treten in den Antworten massive Zweifel zutage, ob die Erwachsenen das Parlament wirklich ernst nehmen. Zwar hat sich die Kommune bei dem Modellprojekt darauf verpflichtet, dass sie die Vorschläge des Jugendparlaments mit Sorgfalt behandeln und nach Möglichkeit umsetzen werde; in der Praxis erweist sich diese Selbstverpflichtung aber doch als eher unverbindlich.

Während die jüngeren Befragten sich mit den Einflussmöglichkeiten des Jugendparlaments eher zufrieden zeigen, mehrt sich bei den älteren die Skepsis, ob es sich hier tatsächlich um eine wirksame Form der Beteiligung handelt. Diese Skepsis verbindet sich mit grossen Vorbehalten gegenüber konventionellen Formen der Politik und gegenüber etablierten Politikern. Die wichtigste Kritik ist, dass diese Politiker sich innerlich zu weit vom Volk entfernt haben. Bei der Ausformulierung dieser Kritik wird der Vorwurf laut, dass die herrschende Politik kurzsichtig an Wählerstimmen orientiert sei und dass das Verantwortungsbeusstsein gegenüber kommenden Generationen fehle. Vieles entspricht hier dem Stereotyp, wonach es sich bei der Politik um ein schmutziges Geschäft handelt: Der Mangel an Weitsicht wird mit Unaufrichtigkeit, Arroganz und massenmedial verstärkter Selbstgefälligkeit in Zusammenhang gebracht.

Ein weiterer von den Jugendlichen vorgetragener Kritikpunkt zielt darauf, dass etablierte Politik sich durch einen Mangel an Lebendigkeit und Dynamik auszeichne und unter wachsender Bürokratisierung leide. Indes fällt genau diese Kritik am politischen Alltagsgeschäft mittelbar auf das Jugendparlament selbst zurück. Aus den Interviews ergibt sich der Eindruck, dass die Diskussionen, bei denen es etwa um Fahrradwege, Busverbindungen und den Zustand von Spielplätzen ging, häufig nicht recht vom Fleck gekommen sind. Die Hoffnung, dass es sich beim Jugendparlament im Gegensatz zur offiziellen Politik um einen Ausdruck von authentischem Gestaltungswillen handelt, wird durch die Praxis eher enttäuscht als bestätigt. Diese Enttäuschung nährt den Verdacht, dass das Jugendparlament nur eine Alibifunktion erfüllt. Hinzu kommt die entmutigende Erfahrung, dass die engagierten Jugendlichen bei ihren Peers häufig auf Missachtung stoßen. Von daher verwundert es nicht, dass sich mitunter resignative Tendenzen bemerkbar machen. Beim Blick auf die eigene politische Zukunft ergibt sich ein gemischtes Bild: Mehrere Respondenten deuten an, dass die Politik für sie kein Feld der Selbstverwirklichung darstellt, wobei sich die Jungen eher als die Mädchen in traditionellen Formen der politischen Betätigung im Rahmen von Parteien und Parlamenten wieder erkennen können. Hier sind allerdings Vorbehalte anzumelden, weil das Sample zu klein und zu unausgewogen ist, um eine Generalisierung vornehmen zu können.

Im Hinblick auf die altersspezifischen Differenzen der Interviewpartner zieht die Autorin den Schluss, dass sich ein Spannungsverhältnis zwischen pädagogischer Fürsorge und demokratischer Selbstbestimmung ergebe: Während die Jüngeren sich durchaus mit einem Jugendparlament identifizieren können, das von Erwachsenen konfiguriert und betreut wird, empfinden die Älteren dieses Betreuungsverhältnis eher als Gängelei. Von daher drängt sich der Schluss auf, stärker zwischen pädagogisch angeleiteten Kinderparlamenten und tendenziell selbstbestimmten Jugendparlamenten zu differenzieren. Eine solche Schlussfolgerung kann indes kaum als wissenschaftliche Leistung bezeichnet werden; die Bezugnahme auf entwicklungspsychologische Konzeptionen bleibt diffus und unbefriedigend. Zudem trägt das Konzept der Anerkennung aufgrund seiner starken normativen Aufladung nicht viel zur argumentativen Tiefenschärfe bei. So ergibt sich als Fazit, dass das Buch aufgrund seiner Anschaulichkeit und Lebensnähe eine Vielzahl interessanter Gesichtspunkte zu bieten vermag, ohne aber theoretisch und methodologisch voll zu überzeugen.

Carsten Quesel, Pädagogische Hochschule Solothurn

Larose, François (2003). *Difficultés d'adaptation sociale ou scolaire et intervention éducative*. Sherbrooke: Edition du CRP. 223 pages.

Témoin de travaux récents, essentiellement canadiens, concernant les problèmes relatifs à l'éducation scolaire et préscolaire d'enfants en difficulté d'adaptation sociale et scolaire, cet ouvrage soulève à travers huit chapitres complémentaires des questions sociales importantes. Les enfants en difficulté d'adaptation scolaire relèvent, au Canada également, de mesures éducatives ou socioéducatives particulières, dont les fondements épistémologiques font actuellement l'objet de nombreuses discussions pédagogiques. L'ouvrage de *Larose* nourrit le débat, montrant la diversité de la réflexion qui sous-tend l'intervention éducative en mettant parfois en cause les postures épistémologiques des différents intervenants.

Dans leur introduction au livre, *Larose* et *Terrisse* rappellent les enjeux de l'éducation spécialisée dans les pays dits développés, enjeux qui se modifient selon les choix des réformes et leurs fondements pédagogiques. Les théories constructivistes et socioconstructivistes questionnent en effet différemment la difficulté d'apprentissage que le fait la théorie béhavioriste. L'importance des savoirs sociaux et de leur construction dans l'apprentissage exige une autre lecture des difficultés scolaires et l'ouvrage susnommé apporte une pierre à cet édifice.

Aborder une telle thématique impose le questionnement de l'identité des élèves en difficulté, sachant que les réponses que l'institution apporte doivent être en relation avec ces difficultés. Un élève souffrant d'un déficit de l'attention est-il de prime abord un enfant en difficulté d'apprentissage ou un élève ayant un trouble du comportement? En s'inspirant de Piaget et des reconstructions nécessaires de l'équilibre interne sujet/milieu suite aux différentes déstabilisations en-

courues par l'apprenant, *Favre et Joly* – chapitre un, «Mode de traitement de l'information; sa relation avec l'adaptation sociale et son évolution consécutive à des ateliers de communication axés sur le langage intérieur» – mobilisent une approche écosystémique de l'apprentissage. Dans leur étude auprès d'élèves violents, les auteurs mettent l'accent sur les difficultés de traitement de l'information chez ces sujets et vont proposer des interventions modifiant ces modes de traitement de l'information. Indépendamment des contenus, fort intéressants, analysés lors de cette recherche/intervention, nous aimerions souligner la démarche heuristique des auteurs, qui allie la recherche scientifique à la recherche action; cette démarche montre la nécessité de mieux comprendre avant d'intervenir. *Paradis*, dans le chapitre sept – «La verbalisation: un processus prometteur pour aider les enfants en déficit d'attention/hyperactif à se maîtriser eux-mêmes» – adopte une posture épistémologique similaire. Soulignant l'importance du langage, leurs résultats étayent à la fois les bases théoriques du courant pédagogique actuel et montrent qu'il est nécessaire d'intervenir sur les aspects qui en font sa spécificité. L'interaction verbale, et plus particulièrement la compréhension des échanges verbaux deviennent aussi bien chez *Joly et Favre*, que chez *Paradis* ou *Lapointe et Bujold* – chapitre huit : «La rétroaction vidéo comme méthode d'intervention» – la cible des interventions proposées afin de développer chez les élèves des possibilités de lecture différente des interactions sociales.

Outre les processus cognitifs ou conatifs causant l'inadaptation, ce livre souligne également dans deux chapitres (chapitre 5 et 6) l'incidence des facteurs socio-économiques sur le comportement scolaire et social. *Trudel, Rascalon, Ouellette et Dugré* – «Analyse longitudinale de l'effet d'un programme d'intervention précoce sur la santé mentale d'élèves provenant de milieux socio-économiquement faibles» – se préoccupent de l'adaptation scolaire et de sa stabilité, en interrogeant au moyen d'un questionnaire administré à plusieurs élèves un programme d'intervention mis en place par le gouvernement québécois. Le chapitre six rédigé par *Grenon, Larose, Couture et Desforges* – «Les enfants à risque, difficulté d'adaptation sociale et scolaire et les médias électroniques: facteur de risque ou facteurs de protection» – s'intéresse à une croyance populaire générale qui suppose l'existence de relation et d'effets directs entre l'exposition aux médias électroniques (jeux vidéos, télévision) et le développement d'inadaptations. Ces auteurs agissent eux aussi dans le cadre d'un programme d'intervention qui vise quant à lui à modifier l'usage des moyens électroniques par les élèves préalablement définis comme élèves à risque. De fait, ces deux chapitres soulèvent selon nous également d'autres questions relevant d'une part de la précocité des diagnostics posés et d'autre part de l'incidence stigmatisante que de tels programmes mettent en place. Par ailleurs, faisant état de recherches évaluatives, construites avec des instruments standardisés qui permettent des analyses statistiques solides, ils évitent les questions de l'apport clinique de l'instrument d'évaluation qui est appliqué à plusieurs reprises¹ et omettent également de prendre en compte la nature didactique de la mesure d'intervention. Ainsi l'intervention

éducative n'est pas questionnée dans sa composante intrinsèque, mais l'est sur son résultat, ce qui nous éloigne de l'épistémologie des chapitres précédents.

Nous trouvons dans les chapitres deux à quatre une interrogation centrale dans les recherches liées à l'éducation, à savoir quel rôle attribuer aux croyances et aux représentations des enseignants dans l'évaluation des élèves, et plus particulièrement dans le passage d'un degré à un autre, d'un secteur à un autre. Ces trois chapitres complètent et confirment le décalage entre le discours institutionnel et la pratique du terrain. Dans le chapitre deux – «Le redoublement dans l'enseignement primaire en Afrique subsaharienne: problème et stratégies»-, *Kamanzi* et *Bélangier* nous indiquent qu'en Afrique subsaharienne, où le taux de redoublement est extrêmement important, les facteurs internes d'organisation scolaire et de qualification des enseignants pèsent dans les décisions du maintien ou du redoublement d'un élève. A lire le chapitre trois, les sciences de l'éducation ont à penser ou à penser autrement la qualification de l'enseignant. En effet, *Pouliot* et *Potvin* – «Croyances d'enseignants québécois relatives au redoublement» – montrent qu'au Québec, et nous pouvons supposer selon des études européennes que les résultats obtenus ne différeraient guère de ce côté-ci de l'Atlantique, la croyance en l'effet positif du redoublement perdure en dépit des données scientifiquement documentées que les enseignants reçoivent. De fait, à travers les résultats obtenus, ces auteurs interrogent la recherche en éducation et le poids réel qu'ont les conclusions auxquelles elle aboutit dans la pratique de la classe. Le quatrième chapitre écrit par *Larose*, *Ratté Séguin* et *Kalubi* décrit en termes plus subtils un effet Pygmalion, en ce sens que les trajectoires des élèves diagnostiqués comme hyperactifs (avec ou sans comorbidité) correspondent à l'émergence de difficultés scolaires de plus de plus importantes. L'aspect original de ce chapitre réside dans le fait que malgré l'intégration ou le maintien en classe ordinaire de ces enfants, la transition au secteur secondaire va faire émerger des difficultés scolaires graves. L'intégration n'est dès lors plus à penser comme étant une panacée universelle, mais dépend de l'identité psychique et sociale des élèves.

Les différentes centrations que les auteurs de l'ouvrage ont cherché à prendre en compte sont pertinentes, mais leur articulation n'est pas évidente et leur nouveauté n'apparaît pas d'emblée. Dans la conclusion, *Kalubi* exprime cette difficulté ainsi que les paradoxes qui émergent autour des difficultés d'apprentissage. Si ce livre donne quelques réponses en termes de lien entre la personnalité de l'élève et différents paramètres liés à l'institution scolaire, ainsi qu'aux types d'apprentissage actuellement proposés, d'autres facteurs explicatifs de la réussite ou de l'échec scolaire en particulier les situations de transmission didactiques restent à explorer.

Chantal Tièche Christinat, IRDP Neuchâtel

- 1 Les auteurs en sont par ailleurs conscients, puisqu'ils signalent: «En outre, l'apport clinique de l'instrument n'est pas à sous-estimer dans le contexte d'un suivi évaluatif d'élèves participant à un programme d'intervention» (p. 133).

